871
H5.Ytr
R

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
CLASSICS

871
H5.Yt

Einladungsschrift

zur

zweihundertundfunfzigjährigen Stiftungsfeier

des

Gymnasium Casimirianum

am 3. Julius 1855, Vormittags 9 Uhr.

Inhalt:

1) Ein Beitrag zur Würdigung der horazischen Dichtweise von **Ernst Ludwig Trompheller**, Professor.
2) Schulnachrichten vom Director **Eduard Forberg.**

Coburg.
Gedruckt bei Karl Friedrich Dietz.

18 D 11

Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est: ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium; alterius sic
Altera poscit opem res et conjurat amice.

Horat. Ep. ad Pis. 408—411.

Ueber die Anerkennung von Dichtern ersten Ranges pflegt kein Streit zu sein, zumal wenn sie als Epiker oder Dramatiker glänzen. Denn dem großen Genius huldigt jeder gern, der auch nur eine Ahnung von ihm hat. Und wie kann es auch anders sein? Die plastische Anschaulichkeit, mit welcher der ächte Poet die Welt seines Geistes darstellt, das Licht der Wahrheit, welches aus seinen Werken, durch den Schleier der Dichtung anmuthig gemildert, entgegenleuchtet, die lebensvollen, naturwahren Gestalten, das Spannende der Handlung, das unmittelbar Treffende des seelenvollen Ausdrucks, die Melodie der Rede: das alles beherrscht das Gemüth mit wunderbarer Gewalt.

So reiche Mittel stehen freilich nur wenigen Dichtern zu Gebote. Auch von dem vielgepriesenen venusinischen Sänger wird selbst der entschiedenste Verehrer nicht behaupten wollen, daß ihm eine so großartige Ausstattung von der Natur verliehen gewesen sei. Schon daß er ein Lyriker ist, schließt von seinen Dichtungen den hohen Reiz aus, welcher in dem lebendigen Puls der Handlung liegt. Dazu kommt, daß er sich nicht gerade mit Vorliebe, oder immer mit dem glänzendsten Erfolge auf dem Gebiet der hohen Lyrik bewegt, wenngleich einzelne Dichtungen von unvergänglicher Schönheit zu dem Besten zu zählen sind, was in dieser Gattung hervorgebracht worden ist. Aber zahlreich sind neben diesen wenigen, doch großartigen Gesängen voll körnigen Tiefsinns die Lieder, welche sich durch herzlichen Ton, Naturfrische und Innigkeit der Empfindung empfehlen, die dichterischen Ergüsse, in welchen Horaz die Stimmung des Augenblicks so lebhaft und kräftig ausspricht. Und wie sinnig ist, um hier nur das Eine hervorzuheben, die Kunst, welche der Dichter in der Gestaltung dieser kleinen Werke entwickelt! Und doch hat man diese keineswegs nach Gebühr

p31419

gewürdigt. Zwar die Kunst des Horatius hat man oft genug gerühmt; selbst die haben es gethan, welche, man weiß nicht immer, ob aus Mangel an Kenntniß, oder aus wunderlicher Paradorie, eigentlich dichterische Begabung ihm abgesprochen haben; aber doch ist diese Seite des Dichters der Beleuchtung noch gar sehr bedürftig. Wie viel fehlt doch noch, daß der ideale Gehalt seiner sämmtlichen Productionen mit Einsicht und erschöpfender Gründlichkeit dargelegt wäre! Man verstehe das nicht so, als handele es sich um ungeahnte Gedankenschätze, die hier zu heben seien; wohl aber kommt es darauf an, vollständig und mit methodischer Sicherheit nachzuweisen, was Horaz ist und was er nicht ist. Was namentlich die Composition der Oden anlangt, so ist allerdings das große Verdienst rühmend anzuerkennen, welches sich unter den neuern Herausgebern vorzüglich Dillenburger erworben hat. Eine große Anzahl jener Dichtungen hat dieser Gelehrte zuerst ihrer Anlage nach verstanden und mit Einsicht gewürdigt, bei andern hat er zur richtigen Erkenntniß wenigstens angeregt; aber es ist keine Anmaßung, wenn man behauptet, daß „noch viel Verdienst übrig" sei. Die folgenden Blätter bieten einen kleinen Beitrag zur gerechten Würdigung der horazischen Dichtweise.

Wer die Oden in Beziehung auf ihre Anlage und innere Oekonomie betrachtet, dem drängt sich die Wahrnehmung auf, daß die Gestalten dieser Lieder eben so mannigfaltig als gesetzmäßig sind. Diese Gesetzmäßigkeit giebt sich in dem durchaus symmetrischen Verhältniß der Glieder kund. Denn man findet kein Gedicht, welches eine harmonische Anordnung vermissen ließe, oder dem Versuche, gleichmäßige Theile zu unterscheiden, widerstrebte; vielmehr zeigen alle eine solche Abgemessenheit der Glieder und ein solches Ebenmaß in der Entwickelung der Gedanken, daß man sich berechtigt fühlt, auch in den Zügen, welche zufällig und gleichgültig scheinen können, Absicht und Bedeutung zu finden: fehlt es doch nicht an Beispielen, welche zeigen, daß der Dichter in der Art, wie er die Symmetrie verletzt, seinen Sinn für Symmetrie bethätigt. In der That ist auch nichts natürlicher, als daß der jedem Dichter angeborene Formentrieb, wie im Bau der Verse und Strophen, so in der Organisation ganzer Gedichte sich offenbart. Das Gleichmaß, dem, wie Schiller sagt, alle Wesen freudig dienen, ist es, nach dem jeder Dichter eine tiefe und unabweisbare Sehnsucht empfindet: auch den gewaltigsten Strom des Lebens läßt er in dem sichern Ufer der Kunst dahinbrausen. Zwar den Aufruhr mächtiger Leidenschaften zu schildern ist eigentlich nicht unseres Dichters Art; denn wenn es ihm auch in solchen Fällen an treffender Kraft und glücklicher Stärke des Ausdrucks nicht fehlt, so bringt doch sein Dichtergeist dann die erfreulichsten Wirkungen hervor, wenn er das schöne Gleichmaß walten läßt, das mit Gedanken und Gefühl in Einklang ist, ja aus denselben naturgemäß

entspringt. Ein Beispiel möge das Gesagte veranschaulichen! In der 16. Ode des 2. Buches preist der Dichter das Lob der Genügsamkeit, welche sich weise dem frohen Genusse der Gegenwart hingiebt. Es ist das bekanntlich ein Lieblingsgedanke des Horatius, den er wohl in keiner Ode poetischer, tiefer und großartiger behandelt hat, als in dem herrlichen Tyrrhena regum progenies III, 29. Aber so gesund die Lebensfreude ist, welche aus diesem Liede wie aus ähnlichen spricht, so ist ihnen doch in der Regel ein Zug der Wehmuth eigen, der daher kommt, daß der Dichter die Aufforderung zum frohen Genusse der Gegenwart aus der Kürze des Lebens und seinem Unbestand ableitet, oder mit Betrachtungen über die Thorheit der Menschen versetzt, welche sich um die Freude des Daseins selbst betrügen. Beides wirkt vereint in der 16. Ode des 2. Buches. In dem Inhalt des Liedes, in dem Tone des Vortrags, in den Anschauungen und Bildern, welche an uns vorübergeführt werden, liegt nun auch vorzüglich seine Anziehungskraft; aber gewiß auch in dem schönen Rhythmus der Gedankenentwickelung. Auf den Eingang, der aus zwei Strophen besteht, folgen zwei im Einzelnen sich genau entsprechende Theile von je drei Strophen: zwei Strophen bilden den Schluß. Innerhalb dieser symmetrischen Gliederung entwickelt nun der Dichter das Lob des zufriedenen, in sich glücklichen Sinnes so, daß er dasselbe eigentlich in jedem Theile vernehmen läßt, ohne daß man jedoch die Wiederholung als solche empfindet. Im Eingange tritt der Gedanke gleichsam noch verhüllt auf: die Idee, daß das Glück des Menschen nicht außerhalb desselben liegt, sondern in ihm selbst, ist mit unverkennbarer Absicht auf eine etwas räthselhafte Weise angedeutet. Die nach Ruhe sich Sehnenden, welche der Dichter in den ersten Zeilen erwähnt, sind Menschen, welche Wünsche haben, deren Erfüllung lediglich von ihnen selbst abhängt. Der Kaufherr, auf dem Meere vom Sturme überrascht, fleht im Augenblick der Gefahr um Stille: triebe ihn nicht seine Freude am Gewinn, so bliebe er behaglich zu Hause. Auch die von Kriegswuth entbrannten Thraker so wie die fehdelustigen Meder brauchten nur ihrer Neigung zum Kriege zu entsagen, um der ersehnten Ruhe theilhaftig zu werden: alle wünschen, was sie sich selbst geben könnten, wenn sie nur die Leidenschaft ihrer Seele zu mäßigen wüßten. So bilden denn die Schlußworte der zweiten Strophe zum Vorhergehenden einen Gegensatz, den jedoch der Dichter dadurch gewissermaßen verschleiert hat, daß er zuerst von äußerer, dann von innerer Ruhe redet. Aber auch den zuerst Genannten gebricht es an der innern Ruhe; nur hat der Dichter dieß zu finden dem Leser überlassen. Denn sein Sinn ist nicht etwa der: Alle Menschen suchen die Ruhe, aber nicht da, wo sie sollten — denn abgesehen davon, daß der Satz in dieser Allgemeinheit nicht wahr ist, wie kommen denn Thraker und Meder zu der Ehre, Repräsentanten von aller Welt zu sein? son-

dern er will Folgendes sagen: Das Flehen jener nach Ruhe sich Sehnenden ist umsonst, so vergeblich der Wunsch Derer ist, welche Ruhe, innere Zufriedenheit, denn das ist ohne Zweifel jetzt unter otium zu verstehen, an den Erwerb von Reichthum und Macht knüpfen. Nun hat der Dichter den Uebergang gewonnen zu dem Haupttheile seines Liedes, welcher in zwei gleichen, vollkommen symmetrischen und in Sinn und Ausdruck Strophe für Strophe sich entsprechenden Unterabtheilungen den Hauptgedanken in völliger Deutlichkeit entwickelt. Man braucht dieß nur anzudeuten, um sogleich verstanden zu werden; aber da die Erklärer des Horaz das Verhältniß beider Theile sämmtlich übersehen haben*), so mögen hier noch einige weitere Andeutungen gestattet sein.

Der Gedankengang in dem ersten Abschnitt ist folgender:

I. 1) Nicht Reichthum und Macht verscheuchen der Seele Unruhe und Sorgen.
I. 2) Genügsamkeit macht unser Glück.
I. 3) Genügsamkeit ist der Beschränktheit des Menschen und der Einrichtung seiner Natur gemäß.

Ganz dieselbe Gedankenreihe kehrt im zweiten Abschnitt wieder, nur mit den Veränderungen, welche nöthig waren, um nicht durch Eintönigkeit zu ermüden.

II. 1) Die Sorge verfolgt den Reichen und Mächtigen.
II. 2) Begnüge dich, o Herz, und gieb dich ohne Harm dem Genusse der Gegenwart hin!
II. 3) Beispiele, welche veranschaulichen, wie beschränkt das Loos der Menschen, wie einseitig das Glück der Glücklichen ist.

---

*) Dillenburger sagt: Omnes homines otium et securitatem vitae quaerunt, sed ubi non inveniant, extra se ipsos (v. 1—7); verum autem otium neque summis honoribus, neque divitiis paratur (7—12), sed mediocritate et moderatione animi, a cupiditatibus vacui (13—16). Quare quid beatam vitam aliunde quaerimus, cum in nobismet ipsis posita sit (17—20)? Nam in animis nostris si quae insunt culpae et curae, eas ubique nobiscum feremus (21—24). Cur non quae adsunt gaudia iis fruimur, quae mala, iis patientia et risu medicinam quandam adhibemus? Nam in vita hominum non omnia possunt ex voto cedere (25—28); sed alia aliis bona fato data sunt. Quod quam verum sit exemplis illustratur. Sic procedit sententiarum series; summam autem carminis sententiam invenies in medio versu.

Nauck schickt dem Commentar zur Ode folgende Einleitung voraus: Lebensweisheit. Nach Ruhe streben alle; Nichts aber vermag sie zu geben, als Genügsamkeit und froher Genuß der Gegenwart. Augustin: Quaerunt quod quaerunt, sed non est ubi quaerunt. Je zwei Strophen gehören zusammen. Der Eingang umfaßt ein, jeder der beiden Haupttheile zwei Strophenpaare.

Dieser letzte Gedanke wird in den beiden Schlußstrophen weiter entwickelt, indem die Fülle des äußern Glückes, deren sich Grosphus erfreut, dem innern Glück gegenüber gestellt ist, welches den Horaz beseligt. Es ist natürlich nicht die Absicht des Dichters, sich über den Freund zu heben; aber doch bezeichnet er die dichterische Begabung, wenn sie auch nicht glänzend sei, (tenuis Grajae Camenae spiritus) und die Verachtung des neidischen Pöbels als seine eigenthümliche Ausstattung, und dieser innere Reichthum war gewiß für die Armuth an Geld und Gut ein Ersatz, an dem er sich genügen lassen konnte. Dagegen müssen wir uns den Grosphus, wenn er auch weder den Dichtersinn seines Freundes, noch die Fähigkeit besaß, sich über die Mißurtheile der neidischen Welt hinwegzusetzen, als einen Mann denken, der fühlte, was das Glück ihm geschenkt hatte, und dasselbe zu genießen verstand. Denn es kam dem Dichter darauf an, zwei Beispiele einer zwar einseitigen, aber doch in sich befriedigten Glückseligkeit aufzustellen.

Die Erkenntniß des Planes, nach dem der Dichter seine Oden anordnet, ist für die Kritik nicht ohne Wichtigkeit. Hätten die scharfsinnigen, tiefgelehrten Meister, welche neuerlich ihre Thätigkeit dem Horatius zugewendet haben, auf diesen Theil seiner Kunst ihr Augenmerk gerichtet, schwerlich würden sie es gewagt haben, in so vielen Oden bald einzelne Strophen, bald Reihen derselben wegzuschneiden, deren Nothwendigkeit sich aus der Disposition des Gedichts überzeugend nachweisen läßt; nie wäre es ihnen in den Sinn gekommen, an dem wohlgegliederten Organismus eines dichterischen Kunstwerks sich mit dem trennenden Messer der Kritik zu versündigen. Umgekehrt aber hätten sie aus dem Prinzip der Strophenordnung, dem der Dichter folgt, schlagende Beweise für die Unächtheit mancher Stelle entnehmen können. Ein Beispiel genüge! Schon längst haben einsichtsvolle Erklärer des Horaz bemerkt, daß in I, 2 die dritte Strophe nicht ächt sein könne. Denn unglaublich sei es, daß der Dichter, welcher erst die deukalionische Fluth so kräftig durch Erwähnung der Meerungeheuer geschildert, die auf hohen Bergen treiben, nun zu der kleinlich empfindsamen Malerei der folgenden Strophe herabsinke:

Piscium et summa genus haesit ulmo,
Nota quae sedes fuerat columbis,
Et superjecto pavidae natarunt
Aequore damae.

Vollends die scheuen Gazellen, welche in dem auch die hohen Berge überdeckenden Wasserschwall schwimmen, sind eine so ungeschickte Uebertreibung, daß man schon darin die Hand des stümpernden Verfälschers erkennt. Aber auch die Symmetrie der Composition gebietet die Ausscheidung der verdächtigen Strophe. Denn das Gedicht besteht aus zwei Theilen von je fünf Strophen, deren erster Roms Leiden

und Noth schildert, während der zweite die Aussicht auf Sühnung und Hülfe eröffnet; den Schluß bilden zwei Strophen, in welchen der Dichter seine Wünsche für Augusts, „den Vater und Friedefürsten," ausspricht.

Gerade die umgekehrte Disposition hat die dritte Ode, wo auf zwei Strophen des Eingangs zwei Theile von je vier Strophen folgen. Schon diese Anlage des Gedichts beweist, daß diejenige Kritik auf falschen Wegen wandelt, welche auf Wegschneidung der fünften Strophe denkt. (Meineke in der Vorrede zu seiner neuen Ausgabe des Horaz S. 1.) Wer indessen gegen die Composition der Oden und die Maßverhältnisse ihrer Theile gleichgültig ist, auf den wird diese Bemerkung wenig Eindruck machen; wie sich denn auch Meineke auf die Gründe beruft, mit welchen Peerlkamp die Unächtheit der verdächtigten Strophe bewiesen haben soll; denn diese Gründe habe noch Niemand widerlegt. Ist dem wirklich so? Unbeantwortet wenigstens sind sie nicht geblieben, und inwiefern die Bestreitungen des holländischen Kritikers sammt den Erklärungen der neuern Ausleger ungenügend seien, darüber sich auszulassen, hat Meineke nicht für nöthig gehalten.

Die Entscheidung über die Unächtheit einer Schrift oder eines Theils derselben sollte eigentlich immer das Ergebniß der tiefsten Erwägungen sein und auf die stärksten Gründe sich stützen; aber wenn man in dem einzelnen Falle näher zusieht, beruht sie nur zu oft bloß auf einem dunkeln Gefühl, auf einer vorgefaßten Meinung, für welche erst nachträglich Gründe gesucht worden sind: und wer sucht, der findet. In diesem Falle scheint sich wenigstens dieses Mal Peerlkamp befunden zu haben. Denn über den Sinn des allerdings in manchen Beziehungen dunkeln Gedichts, so wie über den Zusammenhang der vorgetragenen Gedanken mit des Dichters verdüsterter Seelenstimmung ist sich Peerlkamp durchaus nicht klar geworden. Aber nach dem Grundsatze: Was ich nicht verstehe, das ist verkehrt und sinnlos, Verkehrtes und Sinnloses aber kann Horaz nicht geschrieben haben, hielt er sich wohl für berechtigt, von den 40 Versen der Ode nicht weniger als 18 auszustreichen. Gewiß ein ungeeignetes Verfahren, das natürlich von Meineke nicht nachgeahmt worden ist; aber die 4 Zeilen der 5. Strophe sollen denn doch unächt sein. Und aus welchen Gründen? Peerlkamp sagt: Weil die Worte mortis gradus nicht heißen können mortis genus. — Wohl; aber wer sagt denn das noch? — Weil mortis gradus nur verstanden werden könne von dem geschwinden Schritt, wofür bessere Dichter sagen: mors properata. Wer sind denn diese bessern Dichter? Und was hätte denn einen guten Dichter hindern sollen, mit den Worten quem mortis timuit gradum das stürmische, drohende, feindliche Heranschreiten des Todes zu bezeichnen? Demjenigen aber, welcher etwa den Ausweg betreten wolle, gradus von dem zu verstehen, was man in

der Fechtersprache Position nennt, hält Peerlkamp entgegen, daß ja der Dichter weiterhin sage: mors corripuit gradum. Aber findet denn in V. 33 eine Rückbeziehung auf V. 17 Statt, oder ist nicht die Gedankenreihe in der zweiten Stelle eine völlig verschiedene? Den meisten Anstoß nimmt Peerlkamp an den Worten: infames scopulos Acroceraunia. Er wirft die Frage auf: Qui primus navigavit, cur potissimum vidit Acroceraunia? Die Antwort lautet: Weil das Schiff, welches den Virgilius nach Griechenland trug, eben dieses Vorgebirge zu fürchten hatte. Indem der Dichter an die Gefahren dachte, denen der erste Schiffer mit verwegenem Muthe Trotz bot, drängten sich seiner Phantasie die gefährlichen, durch Schiffbrüche verrufenen Felsenklippen der Acroceraunien auf, die seinem Freunde verderblich werden könnten. In der Vermischung dessen aber, was von dem ersten Schiffer gesagt wird, mit Gedanken an den von Gefahren bedrohten Freund erkennen wir des Dichters leidenschaftlich bewegtes Gemüth. Was das Wort Acroceraunia betrifft, so ist es sehr wohl möglich, daß Horaz dasselbe gebildet hat, um den in das adriatische Meer vorspringenden Theil der Ceraunien mit einem kräftig in das Ohr tönenden Klange zu bezeichnen. Das wäre allerdings ein Wagniß des Dichters, aber ein des Dichters nicht unwürdiges, glückliches Wagniß, keineswegs aber, wie Peerlkamp urtheilt, eine darum verfehlte Wortbildung, weil Acroceraunia „arcem in summo monte Ceraunio positam“ bedeute. In dieser Beziehung genügt es schon, auf das treffliche Handwörterbuch unseres Georges zu verweisen. Endlich findet Peerlkamp in den Worten: Qui vidit mare turgidum eine leere Wiederholung desselben Gedankens, der V. 10 weit besser vorgetragen sei, wo es heiße: Qui fragilem truci commisit pelago ratem. Hier übersieht Peerlkamp, daß in den beiden ersten Strophen des ersten Theils von bevorstehenden und zu erwartenden, dann aber von gegenwärtigen, unmittelbar nahen Gefahren und Schrecknissen die Rede ist.

Das ist nun alles, was Peerlkamp gegen die Aechtheit der Strophe zu erinnern weiß. Und auf solche Gründe hin, die allerdings mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit in elegantem Latein vorgetragen worden sind, wird eine ganze Strophe weggeschnitten, und ein wohlempfundenes, mit dichterischem Sinn ausgeführtes Lied kläglich verstümmelt, weil man es in mehr als einer Beziehung nicht verstand.

Der Inhalt des Gedichts ist folgender: Veranlaßt durch Virgils Reise nach Griechenland wünscht der Dichter dem Scheidenden glückliche Fahrt; aber die Liebe zu demselben und der Gedanke an die Gefahren der Seereise flößt ihm die lebhafteste Unruhe ein, so daß er in der Verdüsterung seines Gemüthes die Verwegenheit des ersten Schiffers beseufzt, und die Vermessenheit der Sterblichen beklagt, welche eben

durch das Ueberschreiten der ursprünglich dem Menschen von der Gottheit gesetzten Schranken die Strafgerichte des Himmels auf sich herabrufen.

Gleich der Eingang des Gedichts bietet eine sprachliche Schwierigkeit, deren vielversuchte, aber, wie es scheint, noch nicht gelungene Lösung für die Beurtheilung des Ganzen keineswegs gleichgültig ist. Die Ode beginnt also:

Sic te diva potens Cypri,
Sic fratres Helenae, lucida sidera,
Ventorumque regat pater,
Obstrictis aliis praeter Japyga,

Navis, quae tibi creditum
Debes Virgilium, finibus Atticis
Reddas incolumem precor
Et serves animae dimidium meae.

Um den Sinn der Partikel „sic" zu erklären, erinnern die Ausleger an den bekannten Sprachgebrauch des demonstrativen sic oder ita, im Griechischen οὕτως, in Wünschen, dem ein relatives, mit ut ὡς eingeführtes Glied entspricht, oder entsprechen sollte. Aber die Anwendung auf den vorliegenden Fall hat Niemand deutlich gemacht. Mitscherlich zwar erkennt das Gedankenverhältniß, wenn er sagt: Structura orationis sic explicanda: O navis, Virgilium, precor, incolumem reddas finibus Atticis: sic te regat diva potens Cypri. Aber er findet die Redeweise dunkel, ohne das Dunkel aufzuhellen. Ohne Zweifel hätte der Satz eigentlich so gestaltet sein sollen: Sic te regat . . . ut reddes. Statt aber, wie Sprachgebrauch und Logik verlangen, dem sic ein ut entsprechen zu lassen, wird der Dichter durch die Lebhaftigkeit seiner Empfindung zu einem Anakoluth geführt, und läßt für das relative Glied der Correlation einen neuen Wunsch eintreten; denn die Erfüllung von dem, was der Relativsatz aussprechen sollte, liegt ja dem Freunde so sehr am Herzen. Der Hauptgedanke läßt sich also in folgender Weise zusammenfassen: Sic te deus servet, ut tu servabis amicum. Die neueren Erklärer Lübker, Orelli, Dillenburger geben weder über das Verhältniß der Sätze, noch über den Grund der veränderten Structur einen Aufschluß. Nach Nauck versetzt uns der Dichter mit „sic" in medias res. Zu ergänzen, sagt er, ist nichts. Wer dem Scheidenden sagt: So möge dich Gott, so mögen seine Engel dich schützen, meint nicht: „wie ich es wünsche" nicht „unter dieser oder jener Bedingung," sondern einfach „unter diesen Umständen". — Gegen die Versetzung in medias res wäre nichts zu erinnern (Schillers Ideale beginnen z. B. mit der Frage:

So willst du treulos von mir scheiden?

und ein anderes bekanntes Lied desselben Sängers fängt mit den Worten an:

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar);

wenn nur die Vergleichung des lateinischen „sic“ mit dem deutschen „so“ sprachlich gerechtfertigt wäre. Denn sic wird immer von der Art und Bedingung verstanden, nie dergestalt zu einer Voraussetzung in Beziehung gesetzt, daß es folgert: auch οὕτως kann nimmermehr die Stelle von ἄρα vertreten.

Eine andere nicht unwichtige Frage ist die nach der Persönlichkeit des Virgilius. Die Antwort scheint sehr nahe zu liegen; aber der gelehrte Scharfsinn, der manchmal Schwierigkeiten sucht, wo keine sind, ist überaus geschäftig gewesen, Gründe aufzufinden, welche uns verbieten sollen, an den Dichter Virgil, Horazens Busenfreund, zu denken. Man geht nämlich von der Voraussetzung aus, daß diese Ode veranlaßt worden sei durch die von Virgil im 52. Lebensjahre 735 d. St. unternommene Reise nach Griechenland und Kleinasien, um hier einige Jahre in stiller Einsamkeit der Vollendung seiner Aeneide zu leben, und fragt nun verwundert: „Ist hier die Verwünschung der Schifffahrt wohl angebracht, wenn ein Dichter eine Reise antritt, um auf klassischem Boden an ein edles Geisteserzeugniß die letzte vollendende Hand zu legen? Wäre es nicht angemessener gewesen, das Meer als das Band zu preisen, das entfernte Länder mit einander verknüpft? Und warum erfahren wir kein Wort von dem Dichter und seinem Werke?“ Auf alle diese Fragen läßt sich antworten, daß die Voraussetzung über Entstehungszeit und Veranlassung des Gedichts völlig unbegründet ist, und daß das Geburtsjahr der Ode aus keiner Andeutung errathen werden kann. Und da nun einmal in dieser Hinsicht der Vermuthung völlig freier Raum gegeben ist, warum soll denn das Gedicht nicht in eine viel frühere Zeit gehören können? Freilich wissen wir aus dem Leben des Dichters von Donat nur von dieser einen Reise Virgils nach Griechenland; aber woher nehmen wir das Recht zu der Behauptung, daß derselbe früher eine Reise nach Griechenland nicht unternommen habe, nicht habe unternehmen können? Wie wenig wissen wir doch über die Lebensverhältnisse des Mantuaners von der Zeit an, da er seine Eclogen beendigte! Aber selbst dieses Wenige wird von Weber (Leben des Horaz S. 233) zu Gunsten der Annahme in Zweifel gezogen, daß die dritte Ode durch die Reise nach Griechenland veranlaßt worden sei, welche Virgil nicht lange vor seinem Tode unternommen habe. Weil nämlich die Herausgabe der drei ersten Bücher der Oden nach Franke in das Jahr 730 d. St. fällt, oder, wie Weber annimmt, in das Jahr 732, so wird die Lebensbeschreibung Virgils, die manche dem Donat zuschreiben, als eine

literarisch antiquarische Plunderkammer eines Grammatikers verdächtigt, der mit zudringlicher Autoritätsprätension herantrete. Und wozu geschieht das? Um eben die Notizen, welche wir aus dieser verächtlichen Quelle schöpfen, zu ganz willkürlichen Combinationen zu benutzen! Donat setzt Virgils Reise ins Jahr 730; Weber weiß das natürlich besser: er setzt sie ins Jahr 732. Ja, er weiß noch mehr. Er läßt nämlich den Dichter 735 sich an den aus dem Orient kommenden August anschließen; denn sein Werk habe er damals bis auf einzelne letzte Pinselstriche vollendet gehabt, und dann habe er sich auch erschöpft gefühlt und gern auf Italiens Boden sterben wollen. Es ist wahr, Weber legt dieser Vermuthung keinen hohen Werth bei, ja er ist gleich bereit, dieselbe gegen einen andern Einfall zu vertauschen, aber noch besser wäre es gewesen, wenn er solcher Vermuthungen, die man von Träumereien nicht unterscheiden kann, sich ganz und gar enthalten hätte.

Gerade das umgekehrte Verfahren wendet Franke an. Fasti Horat. 46. Mit Recht hält dieser an der Ueberlieferung Donats fest; da er aber dieselbe nicht in Einklang bringen kann mit seiner wohlbegründeten Annahme, daß die drei ersten Bücher im Jahr 730 veröffentlicht worden sind, auch sich nicht zu überreden vermag, daß Virgil schon früher eine Reise nach Griechenland gemacht hat, so schlägt er vor, im 6. Verse für Virgilium Quinctilium zu lesen. Und dieser Quinctilius soll kein anderer sein, als der, über dessen frühen Tod Horaz seinen Freund Virgil I, 24 zu trösten sucht. Aber auch diese Vermuthung ist zu verwerfen. Denn dieser Quinctilius war Virgils Busenfreund, nicht der des Horaz. Derjenige aber, auf welchen die dritte Ode sich bezieht, kann nur ein inniger Freund unseres Dichters gewesen sein. Dieß folgt mit völliger Gewißheit aus der Bezeichnung des Mannes, den der Dichter sein anderes Ich — animae dimidium suae — nennt, aus der ängstlichen Besorgniß für dessen glückliche Fahrt, aus dem Leidenschaftlichen und Anakoluthischen der Rede, aus der Düsterheit der Betrachtungen und Klagen, welche an die mit Besorgniß gesehene Abreise geknüpft werden. Aber auch abgesehen von alle dem macht es schon die Stellung, welche das Gedicht in der Reihe der Oden einnimmt, in hohem Grade wahrscheinlich, daß es an einen Freund gerichtet ist, der dem Herzen des Dichters vor allen theuer war.

Als Horaz die drei ersten Bücher der Oden, welche in einem Zeitraum von etwa 20 Jahren entstanden waren, gesammelt herauszugeben sich entschloß, und dieß geschah zu Ende des Jahres 730, oder zu Anfang des Jahres 731 *), unternahm er

*) Stallbaum in der Vorrede seiner Ausgabe des Horaz p. 55—57 lehrt, daß die beiden ersten Bücher im Jahr 730 herausgegeben worden seien; das dritte setzt er in das Jahr 735 oder 736. In dem

es zwar nicht, die Lieder nach einem durchgreifenden Plane zu ordnen; aber eben so wenig darf man behaupten wollen, daß alle Absicht und Planmäßigkeit in der Zusammenstellung vermißt werde. Denn bald hat der Dichter eine Reihe auf einander folgender Lieder durch Einheit des Planes und der Idee verbunden, bald hat er gruppenweise Gedichte zusammengestellt, die durch Aehnlichkeit oder Verwandtschaft der Gedanken und der Form, oder auch durch den Gegensatz zusammen zu gehören schienen. So ist in der Aufeinanderfolge der ersten Gedichte des ersten Buches die Absicht des Dichters nicht zu verkennen. Die erste Ode, in welcher Horatius mit dem heitern Gefühl der Ueberlegenheit des Dichters über das gewöhnliche Treiben der Menschen Wunsch und Hoffnung der Anerkennung ausspricht, ist dem Mäcenas gewidmet, welchen Horaz als Freund innig liebte, und dem er sich als dem Hort seines Lebens tief verpflichtet fühlte. Wenn den Dichter sein Herz gedrängt hatte, zuerst sich an seinen Freund zu wenden, so ist der Ausdruck der Verehrung nicht minder tief und wahr, mit welcher er in dem zweiten Liede ein frommes Gebet ausspricht für Octavian, den Mann, der, wie der Dichter dankbar empfand, nach den blutigsten Bürgerkriegen und der unseligsten Zerrüttung Rom wieder Ruhe und Sicherheit gegeben hatte. Ist es nun wohl glaublich, daß der Dichter nach solchen Persönlichkeiten einen andern Freund besungen habe, als den Virgilius, welchen wir als den Sänger der Aeneide kennen, eben den Virgil, durch den er dem Mäcenas war empfohlen worden (Sat. I, 6. 55), auf dessen Beifall er einen so hohen Werth legte (Sat. I, 10, 81), und mit dem er durch die herzlichste Freundschaft verbunden war (Sat. I, 5, 40—45)?

Nach diesen Erörterungen suchen wir uns von dem Sinne des Ganzen Rechenschaft zu geben. Daß die beiden ersten Strophen aus dem Herzen eines ängstlich besorgten Freundes kommen, ist nicht zu verkennen; aber schon die Frage, welcher innere Zusammenhang Statt finde zwischen der Sorge wegen der Gefahren, die dem Freunde drohen, und der Klage über die Verwegenheit des ersten Schiffers, scheinen

---

Schlußgedicht des zweiten Buches findet er einen Abschied des Dichters von der Muse — Wer wird ihm wohl darin beistimmen? — und das erste Gedicht des dritten Buches soll ein Prolog zum Ganzen sein, während doch die erste Strophe gleichsam das Motto zu den folgenden sechs Oden ist und gar keine Beziehung zu den übrigen Liedern hat. So urtheilt jetzt auch Meineke p. 16. Die andern Beweise Stallbaums haben schwerlich größere Kraft; doch gehört das nicht hierher. Dagegen möge hier einen Platz finden, was derselbe Gelehrte über I, 3 sagt: At enimvero quidni Virgilius jam ante a. 735 aliquando id consilii agitaverit, ut Athenas inviseret? Nimirum est hoc sane verisimilius, quod poetam Graecarum literarum amantissimum plus semel potuit talis itineris suscipiendi capere desiderium, quodque Horatius, si fatale illud iter cecinisset, certe mox etiam obitum amici deploraturus erat. Und damit stimmt auch Dillenburger überein.

sich die Ausleger nicht einmal aufgeworfen zu haben. Ein vernünftiger Zusammenhang ist freilich auch nicht zu erkennen, wohl aber ein leidenschaftlicher, wenn es gestattet ist, so zu sagen. Die Leidenschaft aber ist leicht gegen die Logik gleichgültig. Denn es liegt in uns, daß wir im Zorn oder Schmerz mit unsern Vorwürfen und Klagen uns nicht gegen die Stelle wenden, wohin wir uns vernünftiger Weise wenden sollten, sondern Personen oder Verhältnisse angreifen, die an der Erregung unserer Gefühle völlig unschuldig sind, ganz wie kleine Kinder, welche dem Tische, an dem sie sich gestoßen haben, zürnen und ihn schlagen. Wenn z. B. jemand hört, daß sein Freund durch ein Unglück auf der Eisenbahn das Leben verloren habe, und nun durch seinen Schmerz zu Verwünschungen der Eisenbahnen und ihres Erfinders getrieben wird: wer wird das nicht naturgemäß finden, so unvernünftig es ist? Horaz selbst hat mehr als einmal dieser Wendung sich mit Glück bedient, z. B. in dem Gedichte, in dessen Eingang er die Aufregung seines Gemüthes nach dem Sturze des Baumes schildert, der ihn beinahe erschlagen hätte *). Wie verfährt er hier? Er sieht in dem Falle, der ihm beinahe verderblich ward, die Wirkung der bösen Thaten dessen, der den Baum gepflanzt hat. Ist hier ein vernünftiger Zusammenhang? Gewiß nicht; aber der Schwäche der menschlichen Natur ist es zu verzeihen, wenn jemand die Todesgefahr, welcher er eben entronnen ist, entweder als Wirkung eines bösen Dämons ansieht, oder wähnt, daß sich hier die Folgen der bösen Thaten dessen zeigen, der den Baum gepflanzt hat. Man kann sagen, daß dieser abergläubischen Vorstellung die Idee zu Grunde liege, daß Böses vom Bösen komme; aber einen vernünftigen Ausdruck hat diese Idee hier nicht gefunden. Dagegen ist in dieser Wendung die leidenschaftliche Stimmung des Augenblicks vortrefflich ausgedrückt. Es wäre leicht, manche Beispiele nachzuweisen, in welchen ältere oder neuere Dichter mit glücklicher Beobachtung der Natur die leidenschaftliche Heftigkeit so fehl greifen lassen; doch ich verzichte darauf, und erwähne nur noch, daß ich einmal eine edle, gebildete Frau in Verwünschungen der Ehe ausbrechen hörte in dem Augenblick, da sie durch die Botschaft erschreckt wurde, daß ihre Busenfreundin Mutter geworden und in Folge dessen gestorben wäre. Nicht viel anders ist das Verfahren unseres Dichters, wenn er in seiner Herzensangst sich gegen Den wendet, der zuerst den Schrecknissen des Meeres Trotz zu bieten gewagt und dadurch schweres Unheil über die Sterblichen gebracht habe. Denn er hat die Schranken zu durchbrechen sich erkühnt, durch welche Gottes

*) Wie Nauck in seiner Ausgabe der horazischen Oden p. 76 hier eine scherzhafte Uebertreibung finden kann, ist nicht abzusehen. Den Beweis seiner Behauptung ist er schuldig geblieben.

Weisheit Länder von Ländern trennte: das frevelnde Floß hüpft nun verwegen über die verbotene Tiefe. — Damit hat der Dichter den Uebergang gewonnen zu der Klage über die Vermessenheit der Sterblichen, durch welche das Glück der goldenen Zeit verscherzt worden ist. Auf der Anerkennung dieses Gedankens beruht wesentlich das Verständniß des Gedichts. Das goldene Zeitalter wird noch deutlicher bezeichnet in V. 29, wo von der Erfindung des Feuers die Rede ist und von dem Ungemach, das seitdem auf den Menschen lastet. Denn der Raub des Feuers war ein Verbrechen, wofür die Gottheit zur Strafe ein Heer von Krankheiten und frühen Tod sendete (Jacobs verm. Schr. V, 381), so daß nun das Menschengeschlecht aufhörte das Glück zu genießen, das es ursprünglich in der von der Gottheit bestimmten Beschränkung genossen hatte. Ob Horaz wirklich und dauernd diese Ansicht gehegt, ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung nicht hierher gehört; uns genügt, daß die Gefühle und Gedanken, welche sich des geängsteten Freundes bemächtigen, vollkommen naturwahr und seiner Lage angemessen sind. Auch das ist ganz naturgemäß, daß ihn, um mit Klopstock zu reden, sein düsterer Gedanke immer nächtlicher fortreißt, bis er zu einem Aeußersten kommt:

Coelum ipsum petimus stultitia neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

So hat denn der Dichter in der dritten Ode die steigende Verdüsterung seines Gemüths geschildert, welche veranlaßt war durch die gefahrdrohende Reise seines Freundes, und eben damit ausgesprochen, wie zärtlich er diesen Freund liebe. Von der Liebe zum Freunde spricht er zwar nur an einer Stelle mit ausdrücklichen Worten; aber wer sieht nicht ein, daß seine Gedanken und Wünsche, Betrachtungen und Klagen nur aus dieser einen Quelle fließen? Und es ist dieß nicht der einzige Fall, in welchem der Dichter den Hauptsinn oder Grundgedanken eines Liedes mehr aus Andeutungen errathen läßt, als mit bestimmten und deutlichen Worten ausspricht. — (Mützells Zeitschrift für das Gymnasialwesen IV, 10. S. 804—809.) Und nun noch die eine Bemerkung, daß der Dichter auf dieses düstere, schwermüthige Lied ein solches folgen läßt, in welchem glücklicher Frohsinn lebt und heitere Lebenslust. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Horaz eben um dieses Gegensatzes willen die Gedichte neben einander gestellt hat.

Ueber I, 6, 13—16 bemerkt Meineke Folgendes: Canoris nugis qui delectantur, habebunt qua animum oblectent stropham hujus carminis quartam; rejecit eam jam Peerlkampius, sed male damnavit idem versus quattuor postremos, quibus recisis justam carminis conclusionem desideres.

Ueber das, was unsern Horaz veranlaßt hat, diese Ode zu dichten, kann man nur Vermuthungen aufstellen. Nicht unwahrscheinlich ist, daß man von ihm ein Lob des Agrippa, jenes ausgezeichneten Kriegshelden, erwartet hatte. Diese Aufgabe lehnt aber der Dichter ab. Er deutet zwar das eigenthümliche Verdienst desselben an, aber erklärt, daß er mit seinem Talente, welches sich auf einem ganz andern Gebiete bewege, der Mann nicht sei, eine solche Heldengestalt zu schildern. Die Anmuth des kleinen Gedichts besteht theils in der heitern, eben so bescheidenen, als selbstbewußten Erklärung über das, was Horaz sei und zu leisten vermöge, theils in der artigen Wendung, mit der er den Krieger, dessen Lob er ablehnt, jenen ragenden Heldengestalten vergleicht, deren Ruhm durch den Mund Homers verkündigt worden ist.

Was die Art der Ausführung anlangt, so hat Dillenburger eine Ansicht von der Ode aufgestellt, welche ohne Zweifel die bündigste Widerlegung von Peerlkamps Kritik enthält, und allein schon hätte abhalten sollen, die 4. Strophe als leeren Klingklang (nugae canorae) zu bezeichnen. Nach Dillenburger ist der Hauptgedanke: Eines schickt sich nicht für alle ꝛc. in der mittelsten Strophe enthalten, diese aber von je zwei Strophen dergestalt eingefaßt, daß 1 und 5, 2 und 4 einander entsprechen. Und zwar entsprechen sich die erste und letzte Strophe als Gegensätze: jene weist hin auf die Großartigkeit des heroischen Epos, diese zeigt den Horaz als einen Dichter, der nur Beruf zum leichten Liebesliede habe. Die zweite und vierte Strophe correspondiren in der Weise mit einander, daß in beiden vom Stoff des epischen Gesanges die Rede ist, dessen Behandlung Horaz und Leute seiner Art nicht gewachsen seien. Eben diese Wiederholung nun findet Peerlkamp anstößig. Daß der Dichter nach der von ihm gewählten Disposition zum Gedanken der zweiten Strophe zurückkehrt, kann natürlich nicht befremden, nur die Art, wie er dahin zurückkehrt, könnte etwa fehlerhaft sein; aber sie ist es nicht. Denn nachdem er in der 2. Strophe die Epopöe als solche durch die Erwähnung der Hauptheld en der Ilias und Odyssee bezeichnet hat, — die Erinnerung an den Thyestes des Varius schließt sich nach dem Plane des Liedes schicklich an — hebt er in der 4. Str. noch drei kriegerische Gestalten aus der troischen Heldensage hervor. Heißt das dasselbe zweimal sagen (plane idem repetere)? Die Forderung aber, daß Horaz in der 4. Str. Scenen hätte wählen sollen, wo Homer in der Schilderung von Schlachten sich gleichsam selbst übertreffe, ist unberechtigt. Denn es lag nicht in der Absicht des Dichters, gerade die ersten Helden zu nennen, sondern er wollte nur den Gedanken aussprechen, daß er sich der Aufgabe, Götter und Heroen in Kampf und Krieg wie Homer zu schildern, nicht gewachsen fühle. Und diesen Gedanken hat er angemessen und würdig vorgetragen. Denn wenn Peerlkamp behauptet, daß aliquid digne scribere ein prosaischer Ausdruck sei,

so wird dieß durch die Berufung auf das Ciceronische philosophiam satis digne laudare nicht bewiesen, und wäre es bewiesen, so darf man doch wohl fragen, ob denn dem Horaz niemals ein prosaischer Ausdruck entschlüpft sei? Auch die Mäkelei an dem Ausdrucke Mars tunica tectus adamantina ist ohne Erheblichkeit. Denn kann sich auch diese Umschreibung nicht mit der griechischen Wortbildung χαλκοχίτων oder χαλκεοθώρηξ messen, so ist sie doch sprachlich untadelhaft, wie Orelli bewiesen hat, und nicht ohne dichterischen Character. Willkürlich ist ferner die Behauptung, daß der Dichter, welcher sonst homerische Helden mit homerischen Beinamen anzuführen pflege, dieß an dieser Stelle habe thun müssen. Hat denn Peerlkamp das, was er Sitte des Horaz nennt, nachgewiesen? Das hat er nicht gethan. Er beruft sich nur auf die zweite Strophe dieses Gedichts. Aber hier wird Achill nicht schnellfüßig genannt, wie er bei Homer gewöhnlich heißt, sondern es wird an seinen schweren, unnachgiebigen Zorn erinnert, sowie an die Irrfahrten des listigen Ulysses. Natürlich! denn hier war es dem Dichter zu thun um eine deutliche Bezeichnung der beiden großen Heldengedichte Homers. An der andern Stelle werden einige bedeutende Persönlichkeiten der Ilias erwähnt, deren jede nach Dichterbrauch ein bezeichnendes Beiwort erhält. Man sieht, daß das Gesetz, auf welches Peerlkamp sich beruft, eine bloße Fiction ist. Und warum sollte auch ein homerischer Held bei Horaz nur mit einem homerischen Beiwort auftreten dürfen? Oder wie kann Horaz denen das geforderte Beiwort geben, welche bei Homer kein stehendes Epitheton haben?

Es ist nur noch ein Punct zu erörtern. In der ersten Strophe wird Varius der Schwan des mäonischen Liedes genannt; aber eben dieser Varius ist nach den Worten des Dichters in der vierten Strophe unvermögend, ein würdiges Heldenlied zu singen. Denn auf die Frage: Quis Martem tunica tectum adamantina digne scripserit? kann doch nur geantwortet werden: Nemo. Ist das nicht ein arger Widerspruch? Allerdings, wenn man sich an den Buchstaben hält; aber nichts ist doch natürlicher, als daß man eben den Varius ausnimmt, den der Dichter selbst ausgenommen hat. Denn wenn Horaz angesichts der großen Schwierigkeiten, die der epische Dichter zu überwinden hat, die lebhafte Frage aufwirft: Wer ist solch einer Aufgabe gewachsen? so denkt er natürlich nur an Dichter von dem Maß der Kräfte, das ihm selbst beschieden war. Wer aber diese Rechtfertigung nicht billigen kann, wird sich immer eher entschließen, den Dichter zu tadeln, daß er die Lösung eines handgreiflichen Widerspruches nur dem Verstand des Lesers überlassen hat, als daß er die Strophe für unächt hält.

Ueber I, 9, 9—12

Permitte divis cetera, qui simul

Stravere ventos aequore fervido
Deproeliantes, nec cupressi
Nec veteres agitantur orni.

fällt Meineke folgendes Urtheil: Haec si quis paullo attentius legat nec dulci verborum sono se decipi patiatur, perinepte dicta esse intelliget. Tota enim sententia eo redit, ut tempestas postquam detonuerit detonuisse dicatur. Talia qui ab Horatio scripta esse serio sibi persuadent, honori poetae, quem tantopere admirantur, detrahunt, statuantque necesse est, poetam aliorum censorem fuisse severissimum, eorum quae ipse scripsisset lenissimum.

Die alberne, des Dichters unwürdige Tautologie, welche Meineke in den Worten finden will, ist, so viel ich sehe, gar nicht vorhanden. Zuvörderst ist klar, daß hier dem Großen Kleines, dem wüthenden Seesturm die Stille auf dem Lande gegenüber gestellt ist. Sodann sind die Worte: Di ventos sternunt aequore fervido deproeliantes mit nichten eine bloße Umschreibung von tempestas detonuit. Vielmehr sagt der Dichter von der Gottheit, daß sie den Sturm wie ein Ringer seinen Gegner machtvoll niederschmettere, so daß er ohnmächtig und regungslos am Boden liege. Auf der andern Seite heißen die Worte: nec cupressi, nec veteres agitantur orni nicht etwa: die Bäume werden nicht mehr vom Sturme geschüttelt, sondern sie regen sich nicht mehr. — An die Mahnung also, alles Andere außer dem Genusse der Gegenwart, den manche Sorge, wie es scheint, dem Freunde verkümmern wollte, den Göttern zu überlassen, schließt sich die Erinnerung an, daß die Götter es sind, welche, wie wir sagen, auf Regen Sonnenschein folgen lassen, oder wie es bei unserem Dichter heißt, die Winde, die mit dem tobenden Meere grimmig ringenden, niederwerfen, und dann nach dem gewaltigen Aufruhr in der Natur eine Ruhe und Stille eintreten lassen, in der auch kein Blatt am Baume sich regt. Einen so gesunden und, wie auch Meineke anerkennt, dichterisch ausgedrückten Gedanken (dulcis verborum sonus) wegschneiden, heißt nichts anderes, als das Gedicht arg beschädigen. Auch wird Niemand die verdächtigte Strophe missen wollen, der die tiefere Bedeutung erkannt hat, welche das Gedicht durch die Mahnung an das Walten der Gottheit empfängt. Endlich widerspricht dem Verfahren Meinekes der Bau der Ode, in deren sechs Strophen immer je zwei zusammengehören. Das erste Paar enthält die Aufforderung, in kalter Winterzeit durch ein tüchtiges Kaminfeuer und einen kräftigen Zug Wein sich behagliche Wärme zu bereiten. Das zweite Paar mahnt, im Vertrauen auf das Walten der Gottheit sich der Sorge um die Zukunft zu entschlagen und der schönen Jugendzeit sich zu freuen. Das dritte Strophenpaar führt den Gedanken, daß man in blühender Jugend sich der Liebe heiter freuen müsse, weiter aus. In diesem Verhältnisse

des dritten Strophenpaares zum zweiten liegt auch der Grund, daß am Ende der vierten Strophe kein Punct steht, wenn auch der Gedanke, wie das sich gehört, zum Abschluß gekommen ist. Aus dem Vorhergehenden wird der Begriff puer mit Nachdruck wiederholt; denn die Jugend des Angeredeten ist es, welche die folgende Mahnung rechtfertigt.

Von der 7. Ode des ersten Buches ist Döderlein (Scherflein zum Verständniß des Horatius S. 4) überzeugt, daß sie trotz Lübkers*) Bemühen, ihre Einheit nachzuweisen, in zwei Theile zu zerlegen sei. Worauf seine Ueberzeugung sich stütze, sagt er nicht. Grotefend (Hall. Encyclopädie Art. Horaz 2. Section Thl. 10 p. 471), auf den er sich beruft, findet im Tetrameter des Alkmanischen Metrums eine verschiedene Art des Einschnitts, welche auf eine ungleiche Zeit der Abfassung des ersten und zweiten Theiles schließen lasse. Er meint vermuthlich den Abschnitt nach der Arsis des zweiten Fußes, der sich allerdings in V. 6 und 12 der ersten Hälfte nicht findet. Aber wie gewagt ist es doch, auf etwas so Unbedeutendes, ja Unwesentliches die Entscheidung zu gründen, daß die Ode durch zufällige Zusammenschiebung zweier ganz verschiedener Gedichte entstanden sei! Denn daß jener Einschnitt zur „höhern metrischen Vollendung" nothwendig sei, ist nicht bewiesen, ja nicht einmal das ist zu beweisen, daß Horatius, etwa in der Zeit höherer Kunstreife, das von ihm selbst willkürlich angenommene Gesetz unverbrüchlich befolgt habe.

Grotefend redet indessen auch von einem lyrischen Sprunge, der angenommen worden sei, um aus zwei Dichtungen ein Ganzes zu machen. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß sich dem Leser, wenn er zum 15. Verse kommt, das Gefühl des mangelnden Zusammenhanges augenblicklich aufdringt, aber, wenn er ein aufmerksamer Leser ist, auch nur augenblicklich. Denn der Zusammenhang ist sehr einfach: Mir gefällt vor allen Orten das anmuthige Tibur, und dieses Tibur, das dir so nahe steht, (Tibur tuum, gewiß deshalb, weil Plankus daselbst angesessen war) ruft dich zu sich. Niemand würde diesen Zusammenhang verkannt haben, hätte sich nicht der Aufforderung an Plankus, seinen Mißmuth zu vergessen, der Satz:

---

*) Ueber die Disposition der Ode bemerkt Lübker Folgendes: Die Vorbereitung geht von V. 1—9: Mit vielen Lobsprüchen erheben Andere andere Gegenden und nennen hohe Namen dabei und große Eigenschaften; V. 10—21 Mitte und Thema: Ich dagegen lobe mir unscheinbare, stille Reize der Natur und empfehle auch dem Freunde den stillen Genuß derselben fern vom Treiben der Welt und dem Geräusch der Waffen; ich rufe ihn aus dem von Fahnen glänzenden Lager in den dichten Schatten seines Tibur; V. 21—32. Ausgang oder Lehre durch Beispiel: Wohin wir den heitern Wunsch des Lebens mitbringen, da wird es uns wohl sein.

Albus ut obscuro deterget nubila coelo
Saepe notus neque parturit imbres
Perpetuo —

als Vorderglied der Correlation vorangedrängt. Uebrigens enthält die ganze Stelle von 15—18 den Hauptgedanken des Gedichts, der nach einem von Horatius oft angewendeten Verfahren genau die Mitte des Liedes einnimmt. (Ebenso, um nur einige Gedichte des ersten Buches zu nennen 17, 13—16; 18, 7—10; 28, 16—20.) So stehen sich in dieser Ode zwei Partien gegenüber: die Schilderung Tiburs, des nach Horazens Urtheil schönsten Ortes der Welt, wo Plankus besser als irgendwo das Glück eines zurückgezogenen Lebens genießen könne, und das Beispiel des in tiefer Noth doch unverzagten Teukrus, auf den Plankus hinblicken soll, um selbst frohen Lebensmuth zu fassen. In der Mitte steht die an eine Naturbeobachtung geknüpfte Lehre, sich jetzt im Lager und später, wenn er in Tibur sein werde, der Sorgen zu entschlagen und sich des Lebens zu freuen. *)

Es scheint, daß Munatius in seinem Trübsinn geneigt war, sich von der Politik, in die er sich zu seinem Verdrusse verwickelt sah, zurückzuziehen und an einem ihm angenehmen griechischen Orte zu leben. Das beruht allerdings nur auf einer Vermuthung, aber auf einer sehr nahe liegenden. Denn das Lob der andern Orte, denen Horaz Tibur vorzog, muß doch, wenn auch keineswegs alle zum Aufenthalt für Plankus sich eigneten, (Vgl. Dillenburger zu V. 10.) eine Beziehung auf Plankus enthalten. Und wenn dieß der Fall ist, so ruft er dem verstimmten Freunde nicht bloß zu, in Tibur seines Lebens froh zu werden, sondern führt ihm auch durch die so natürliche Beziehung des ersten Theiles auf den Hauptsatz den Gedanken zu Gemüthe, daß er das Gute in seinem Tibur habe und nicht in der Fremde zu suchen brauche.

Es ist nun noch übrig, die Beschaffenheit der Gedichte zu betrachten, welche Döderlein durch Zerschneidung der 7. Ode zu gewinnen meint. Die ersten 14 Verse sollen ein Selbstgespräch bilden mit dem Gedanken: Mögen andere für welthistorische Städte schwärmen, ich schwärme für das unberühmte, liebliche Tibur. Dieser aller-

*) Die zu V. 17 aufgestellte neue Erklärung von finire durch „beschränken" kann schwerlich gebilligt werden. Denn sie ruht auf der Voraussetzung, daß nach der gewöhnlichen Erklärung der Vergleichungspunct fehle, indem der Südwind mit Himmelsklarheit und Regen stets wechsle, während dessen Gegenbild Plankus seine Traurigkeit ein für allemal beenden soll. Aber weder von jenem „stets", noch von diesem „ein für allemal" findet sich in den Worten des Dichters eine Spur, sondern der Sinn des Gleichnisses ist dieser: Der Südwind bringt zwar gewöhnlich Regen, aber oft auch heitern Himmel: so mache auch du deiner gewöhnlichen Traurigkeit ein Ende und heitere dich einmal auf!

dings höchst einfache Gedanke, so fährt Döderlein fort, ist des Horatius eben so würdig und so unwürdig, wie sein Persicos odi puer apparatus oder Göthe's Gedicht an die süße Pomeranze, die in seinen Schooß fallen soll. — Aber diese Fälle sind keineswegs gleicher Art. Das sehnsüchtige Verlangen, durch Liebe beglückt zu werden, so zart und anmuthig wie von Göthe in dem niedlichen Liedchen an seine Spröde ausgedrückt, ist ohne Frage dichterisch. Auch die Aufforderung in dem leichten Trinkliedchen des Horaz, froh zu genießen ohne üppigen Aufwand, ist poetisch, denn auch hier wird in einer allerdings nicht bedeutenden Situation, aber mit individueller Bestimmtheit das Wesen edler Menschlichkeit dargestellt. In beiden Fällen wird uns ein idealer Gehalt mit sinnlicher Anschaulichkeit geboten. Wo ist denn aber der ideale Gehalt in dem ersten Liede Döderleins? Ein Poem solcher Art ist freilich nicht eine „Kleinigkeit", sondern eine „Nichtigkeit", von der man nicht einmal sagen kann, daß sie durch den Zauber der poetischen Form einen Reiz erhalte. Damit soll die Darstellung nicht als unpoetisch bezeichnet werden, sondern nur als eine solche, in welcher die Musik der Sprache nicht für sich, abgesehen vom Inhalt, auf Sinn und Gemüth wirkt. Der Vorwurf der Gehaltlosigkeit trifft das zweite Gedicht nicht; doch etwas fehlt ihm: der Anfang. Der Dichter fällt, wie das Sprüchwort sagt, mit der Thür ins Haus. Beide Lieder aber haben das mit einander gemein, daß sie geradezu formlos sind. Unter den sämmtlichen horazischen Oden ist auch nicht eine Einzige, welche so allen Rhythmus der Gedanken, alle Disposition vermissen ließe, wogegen das Gedicht, nach der herkömmlichen Weise als ein Ganzes aufgefaßt, sich durch seine Anlage sehr auszeichnet. In diesem Sinne sagt auch Meineke p. 6. Totum carmen qui in duas partes dissecari voluerunt, pro uno carmine omnibus fere numeris absoluto duo exhibuerunt, quorum neutri nec caput nec pedem esse video.

Ein treffendes Wort! Es ist nur Schade, daß der berühmte Kritiker selbst eben in seiner neuesten Ausgabe des Horatius sein Amt in einer Weise verwaltet hat, welche eine auffallende Gleichgültigkeit gegen die Kunstform der horazischen Oden verräth. Daß ein solches Verkennen der Form auch eine unrichtige Auffassung des Sinnes mit sich bringt, versteht sich von selbst. Aber auch die, welche auf des Dichters Kunst aufmerksamer sind, zeigen doch nicht selten in der Behandlung selbst der einfachsten und faßlichsten Gedichte, daß sie des Dichters Sinn völlig mißverstehen. Oder wie konnte man doch z. B. glauben, daß Horaz I, 5 in vollem Ernste sich Glück wünsche, den Wellen der Liebe entkommen zu sein? Wie gemein wäre doch ein Mann, der bei der Lösung eines seinem Herzen bisher theuern Verhältnisses nicht entweder sittlichen Zorn über bemerkte Falschheit und Treulosigkeit empfände, oder einen Nachklang des frühern Gefühls im Busen spürte. In diesem Falle befindet sich unser-

Dichter, der das anmuthige Goldchen, das saubere, aber launische und reizbare Mädchen nicht vergessen kann, und ähnlich dem Verrathenen in einem bekannten Göthe'schen Gedichte „ach! noch immer schön" findet. Dieser Widerspruch zwischen dem Urtheil des Verstandes, welcher die Lösung des Verhältnisses billigt, und dem Herzen, das dem gewohnten süßen Reize nicht entsagen kann, macht das kleine Gedicht so ansprechend. Horatius hat in verwandten Liedern diesen Widerstreit oft hervorgehoben; denn er schildert die Liebe gern als eine Macht, die, was auch Vernunft und nüchterne Betrachtung sagen mögen, sich doch entschieden geltend zu machen pflegt. So ist IV, 1 der Gedankengang folgender: Von der Gewalt einer ihn unversehens ergreifenden Neigung bestürmt bittet der Dichter die Venus, sein zu schonen; dann redet er sich selbst ein, daß er, als ein Fünfzigjähriger, über die Thorheit hinaus sei und Andern das Feld räume; aber plötzlich fühlt er wieder, daß der Schmerz hoffnungsloser Liebe ihn quält. Ausgezeichnet in dieser Beziehung ist das Liedchen III, 26. Der Dichter nämlich, unmuthig über die vergeblichen Bewerbungen um eine Geliebte, die er Chloë nennt, entschließt sich dem Dienste Cyprias zu entsagen; aber indem er dieß förmlich und feierlich thut, quillt dem Liebenden das Gebet über die Lippen, daß die mit Inbrunst angerufene Göttin doch das Herz der Spröden rühren und dieselbe ihre göttliche Macht fühlen lassen möge: in dem entsagenden Dichter zeigt sich eben unversehens das Herz mächtiger als der Kopf. Niemand der Sinn hat für Poesie, deren Aufgabe es doch ewig bleibt, ächte Menschennatur darzustellen, wird diesen kleinen Gebilden wahrhaft dichterischen Werth absprechen. Und dieser ächte Gehalt empfiehlt sich durch die größte Nettigkeit und Sauberkeit der wohlabgemessenen und doch nicht gekünstelten Form. Denn wie überhaupt die gediegenen Alten die Form mit sicherer Meisterschaft zu behandeln pflegten, so hat Horaz die Formen seiner Lyrik mit eben so strengem Ernst als anmuthiger Leichtigkeit gehandhabt.

Nachrichten

von dem Herzoglichen Gymnasium Casimirianum.

I.

Zu Ostern 1855 sind abgegangen:

a) aus Selecta nach bestandenem Abiturienten-Examen:

1) Johann Georg Krauß aus Coburg. Er besuchte sieben Jahre das Gymnasium, saß zwei Jahre in Selecta und studirt in Jena Theologie.
2) Hans Paul Muther aus Coburg. Er besuchte sieben Jahre das Gymnasium, saß zwei Jahre in Selecta und studirt in Jena Jurisprudenz.
3) Leopold Carl Emil Albrecht Eduard von Wasmer aus Hassenberg. Er besuchte fünf Jahre das Gymnasium, saß zwei Jahre in Selecta und studirt in Jena Jurisprudenz.

Nach dem Ergebniß der Prüfung erhielten sie sämmtlich die zweite Censur mit dem Prädicat „gut". An dem Abiturienten-Examen nahmen noch zwei Inländer, Ferdinand Muther aus Fechheim und Justus Eichhorn aus Neustadt, die auf dem Gymnasium in Schleusingen vorbereitet worden waren, Theil, von denen jener die erste Censur mit dem Prädicate „recht gut", dieser die dritte mit dem Prädicate „genügend" empfieng.

b) aus Prima:

Emil Mitlacher aus Neustadt, auf das Gymnasium in Schleusingen.

c) aus Secunda:

Albert Schütz aus Coburg, auf die Realschule.

d) aus Tertia:

1) Gustav von Wangenheim aus Coburg, auf das Erziehungsinstitut in Schnepfenthal.
2) August Ludwig aus Sonnefeld, um Kaufmann zu werden.

e) aus Quarta:

Friedrich Ludwig aus Sonnefeld, um sich durch Privatunterricht fortzubilden.

II.

Aufgenommen worden sind nach Ostern 1855:

a) in die Prima:
   1) Hermann Ellissen aus Göttingen.
   2) Alfred Krügelstein aus Thal bei Gotha, der an den griechischen Lectionen vor der Hand nicht Theil nimmt.
   3) Alfred Eberhard aus Coburg, der vor der Hand an den griechischen Lectionen keinen Theil nimmt und die lateinischen als Hospes besucht.

b) in die Tertia:
   1) Eduard Roßbach aus Einberg.
   2) Ludwig Eckardt aus Großgarnstadt.
   3) Emil Wittmann aus Coburg.
   4) Eduard Gräf aus Coburg.
   5) Ernst Bräutigam aus Untersiemau.
   6) Gustav Wittmann aus Einberg.

c) in die Quarta:
   1) Louis Probst aus Coburg.
   2) Ernst Arthelm aus Coburg.

III.

Das Samuel-Schmidt'sche Legat ward Ostern 1855 dem Abiturienten Georg Krauß zuerkannt, die Hagelgans'schen Fleißprämien erhielten: der Selectaner Emil Ruder aus Coburg, der Primaner Ernst Riemann aus Coburg, die Secundaner Leopold Schmidt aus Coburg und Heinrich Aumüller aus Coburg.

IV.

Nach einer der Synode durch ein Rescript Herzoglicher Landesregierung vom 20. Sept. 1854 mitgetheilten höchsten Verfügung gelten in Betreff der Receptionsgebühren von Ostern 1855 an folgende Bestimmungen:

1) bei dem Eintritt in die beiden Unterklassen ist ein Eintrittsgeld von
   2 fl. rhein., wenn der Eintritt in die Klasse Quarta, und von
   3 fl. rhein., wenn der Eintritt in die Klasse Tertia erfolgt.

   Dagegen ist

2) bei dem Eintritt in die Oberklassen (Secunda, Prima und Selecta) auch ferner ein Eintrittsgeld von 11 fl. rhein. zur Gymnasiumskasse zu erheben, von welchen 11 fl. rhein. aber dasjenige in Abzug zu bringen ist, was bei dem Eintritt in die Unterklassen (mit 2 fl. rhein., bezüglich 3 fl. rhein.) bezahlt worden ist.

Forberg.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
871H5.YTR C001
EIN BEITRAG ZUR WURDIGUNG DER HORAZISCHE
3 0112 023678540